

BJÖRN-UWE ABELS

DIE RANDLEISTENBEILE IN BADEN-WÜRTTEMBERG, DEM
ELSASS, DER FRANCHE COMTÉ UND DER SCHWEIZ

Prähistorische Bronzefunde, Abt. IX, Bd. 4 (C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1972) 122 S., 69 Taf., darunter 29 Karten.

Der Verfasser legt in dieser Arbeit alle ihm erreichbaren Randleistenbeile seines im Titel angegebenen Arbeitsgebietes vor. In einer kurzen Einleitung umreißt er die Anlage und das Ziel seiner Arbeit und schildert unter Nennung der einschlägigen Literatur die Forschungsgeschichte zu dieser Denkmälergattung. Sehr zur Nachahmung darf empfohlen werden, daß er gleich eingangs ein Randleistenbeil mit allen verwendeten Detailbezeichnungen abbildet. Da die Materialpublikationen dieser Reihe auch Lesern anderer Sprachen dienlich sein sollen, werden hierdurch sprachliche Mißverständnisse von vornherein vermieden.

Anschließend werden die zahlreichen Beile des Arbeitsgebietes in Typen aufgegliedert, die ihrerseits eine Untergliederung in Varianten A–X erfahren. Strenge Typologie ist nach wie vor eine echte Erkenntnismöglichkeit unseres Faches. Man wird aber bei der Einordnung der Einzelstücke in Typenreihen stets auf technologische Merkmale achten und eventuelle sekundäre Änderungen der ursprünglichen Gestalt in Rechnung stellen müssen, um Fehlbeurteilungen zu vermeiden. Hierauf wird weiter unten einzugehen sein. Darüber hinaus kann Typologie nur erfolgreich angewendet werden, wenn sie einerseits nicht im Sinne moderner Normen und „Mini-Toleranzen“ gehandhabt wird und wenn sie andererseits stets im Blick über die Grenzen des jeweils gewählten Arbeitsgebietes hinaus die wirkliche Variationsbreite eines Typs in seinem Gesamtverbreitungsgebiet berücksichtigt. Der Rezensent muß gestehen, daß er sich mehrfach außerstande sah, die Typengliederung in dieser Arbeit nachzuvollziehen.

Der Verfasser datiert die frühesten Randleistenbeile des Typs Salez in die Stufe A 1 (nach Reinecke). Die zahlreichen Exemplare dieser Beilform werden uns als die frühesten Metallbeile im Arbeitsgebiet vorgestellt. Viele davon weisen in der Mitte der Bahn einen Flächenknick auf, der uns im gesamten europäischen Material nicht früher als in der Stufe A 2 begegnet. Oft ist auch eine Facettierung der Schmalseiten zu beobachten, die dem Rezensenten in klarer Datierung sonst vor der Stufe A 2 nicht bekannt ist. Der Verfasser führt für seine Frühdatierung die Ergebnisse aus den „Studien zu den Anfängen der Metallurgie“ an, nach denen der Zinngehalt aller dieser Beile sehr gering ist. Es sei darauf hingewiesen, daß das Ziel der „Arbeitsgemeinschaft für Metallurgie des Altertums“ zunächst darin liegt, die Legierungen früher Metallgegenstände zu ermitteln, ohne mit diesen Ergebnissen gleich Datierungsprobleme lösen zu wollen. Wir können nur feststellen, daß eine 10%-Zinnbronze keinesfalls aus dem Aeneolithikum stammen kann,

zugleich aber auch, daß man Gegenstände aus relativ reinem Kupfer auch noch später herstellen und verwenden konnte. Es bleibt uns Prähistorikern überlassen zu beweisen, ob ein Kupfergegenstand aus dem Beginn der Metallzeit stammen muß, oder ob er noch später, aus welchen Gründen auch immer, benutzt oder sogar hergestellt worden ist und damit als „jung“ anzusehen ist. – Ferner ist zu bedenken, daß dem Typ Salez nahestehende Beilformen über ganz Mitteleuropa verbreitet sind. Besonders angesichts der großen Zahlen aus Norddeutschland bzw. Nordeuropa scheint hier größte Vorsicht geboten. Wenn, wie der Verfasser richtig bemerkt, die Randleistenbeile von Osten kommen, wäre zu fragen, wo es dort ein Randleistenbeil dieser Form gibt, das klar in Reineckes Stufe A 1 zu datieren ist, ganz zu schweigen von den Exemplaren mit Seitenfacetten? Die Quelle der geschilderten Datierungsschwierigkeiten liegt nach Ansicht des Rezensenten zu einem erheblichen Teil in der Annahme mancher Forscher, daß die Stufe A 1 in den westlichen Alpen wirklich vertreten sei. Der Rezensent bemüht sich seit Jahren nachzuweisen, daß dies nicht der Fall ist. Im westalpinen Gebiet gibt es nur ein Endneolithikum mit Einschlüssen einer außeralpinen echten Frühbronzezeitkultur A 1. Was sollte auch den Gedanken rechtfertigen, daß eine im Südosten bereits als jung zu datierende Beilform in den Westalpen völlig gleichzeitig oder gar früher auftreten könne. Damit soll nicht einer Retardierung kultureller Elemente in den Alpen das Wort geredet werden, denn sie läßt sich im Sinne früherer Annahmen heute nicht mehr halten. Aber die Nutzung und Beherrschung des Kupfers und erst recht der Bronze kommt nun einmal eindeutig aus dem Südosten. Das spricht der Verfasser gelegentlich auch selbst aus, ohne daraus jedoch chronologische Konsequenzen zu ziehen.

Zum Typ Salez darf hier nachgetragen werden, daß der namengebende Beil-Hortfund von Sennwald-Salez nach Kenntnis des Rezensenten heute in sieben Museen verstreut ist¹⁾. Einige in der Aufstellung fehlende Beile des Typs Salez sollen hier nicht nachgetragen werden.

Den zweiten ältesten Typ sieht der Verfasser in der Beilform von Neyruz. Der Rezensent bedauert die heutige Tendenz zur Festlegung von Formtypen auf Ortsnamen; er hätte im vorliegenden Fall dem Typennamen „Neyruz“ eine Formulierung wie etwa „das trapezoide Randleistenbeil“ vorgezogen, denn Neyruz liegt in der Schweiz, das trapezoide Randleistenbeil greift aber in seiner Verbreitung weit über dieses Gebiet hinaus, das in der echten Metallzeit erst spät eine Rolle spielt. Es kann nicht gelehrt werden, daß ein Beil wie das von Meckenheim, Kr. Neustadt a. d. Hardt, das sich in Hortfund-Vergesellschaftung mit einem gerippten (gegossenen!) Halskragen fand, oder ein Beil von Kamenný Ujezd, das sich zusammen mit einer zyprischen Schleifennadel fand, zur Annahme einer durchweg frühen Zeitstellung des Typs nicht eben ermutigt.

¹⁾ Mus. St. Gallen (zwei Beile, Inv.-Nr. 8487),
Mus. Neuchâtel (zwei Beile), Mus. Bern (Inv.-
Nr. 9910–12), Mus. Chur (III B 51–56), Mus.

Zürich (2335–5. 15514), Mus. Innsbruck (ein
Beil), Institut für Ur- und Frühgeschichte Wien
(9042).

Das Auftreten straff geschweiften Trapezbeile im Norden deutet nach einer sehr bewährten Faustregel an, daß wir uns mit der großen Streuung des Typs eindeutig zumindest in Reineckes Stufe A 2 bewegen. Ich kenne keinen über Norddeutschland oder sogar bis Skandinavien verbreiteten Metalltyp, den man auch nur mit irgendeiner Aussicht auf Erfolg in die Stufe A 1 setzen könnte. Dieses straff geschweifte Trapezbeil tritt in größter Dichte in der Schweiz und in Ostfrankreich auf und daß diese Gebiete nicht die Heimat der frühen Metallurgie darstellen, ist nachgerade kein Geheimnis mehr. Damit will der Rezensent nicht sagen, daß es nicht vielleicht einige relativ alte Exemplare dieser Beilform geben könnte; die meisten aber gehören in die zweite Hälfte der Frühbronzezeit. Als Warnung vor einer vorgefaßten, typologisch bestimmten chronologischen Ordnung sei hier beispielhaft auf ein Beil aus der Otomani-Siedlung von Barca I hingewiesen²⁾. Die Typengliederung der Löffelbeile überzeugt nur teilweise. Warum z. B. das extrem schlanke Beil mit schmaler Schneide aus Donaueschingen (Taf. 14, 208) als Variante B zum Typ Buchau, Variante A geschlagen wurde, bleibt unerfindlich, wie denn auch die vier Beile der Buchau-Variante A (Taf. 14, 204–207) sehr wohl dem Typ Rümang, Variante A (Taf. 12, 173–179) angeschlossen werden könnten. Trotz dieser allzu starken Aufsplitterung in Typen und Varianten finden die z. T. beachtlichen Unterschiede in der Nackengestaltung der Beile nur wenig Berücksichtigung. Solange die Variante A vom Typ Rümang und die Variante A vom Typ Buchau voneinander getrennt sind, bleibt es unverständlich, warum das mit Kupfer- und Goldeinlagen verzierte Beil von Thun, Renzenbühl Grab 1 (Taf. 12, 178) gerade zur Variante A vom Typ Rümang gehören soll. Die Fragwürdigkeit übersteigerter typologischer Differenzierung erweist sich z. B. an einem Beil des Typs Lausanne I, Variante A aus Saillon (Taf. 11, 163). Das Blatt dieses Beiles besitzt einen in der Zeichnung nicht wiedergegebenen, leichten dachförmigen Mittelgrat; demnach müßte es nach der dem Verfasser eigenen Kritik in die Variante B eingeordnet werden. Wie viele Stücke mögen aufgrund kleiner Mängel der Zeichnungen bei den sehr fein untergliederten Typen und Varianten vielleicht falsch eingeordnet sein? Zu den Löffelbeilen des Typs Bevaix sind zwei bisher unpublizierte Exemplare nachzutragen, die von gestreckten Körperbestattungen in Sion, Petit Chasseur, stammen³⁾. Die Beile lagen jeweils unter dem Nacken der Toten. Außerdem ist ein Beil zu nennen, das 1928 in Genf, nahe der Medizinschule in der Arve gefunden wurde⁴⁾, und ein weiteres aus Bevaix, Boudry⁵⁾. Bei dem Löffelbeil aus Bevaix (Taf. 12, 186) im Museum Neuchâtel ist die unter allen Löffelbeilen einzig dastehende Verzierung des Beilblattes nicht mitgezeichnet worden. Das Blatt ist flächendeckend mit Kanneluren versehen, die beidseitig schräg aufwärtsführend vom Mittelgrat ausgehen, also eine Art Tannenzweigornament bilden (vgl. hier Taf. 56,1).

²⁾ *Kommission f. d. Äneolithikum und die ältere Bronzezeit, Nitra 1958* (1961) 71 Abb. 11.

³⁾ Grabung A. Gally, Inst. d'Anthropologie

Genf.

⁴⁾ Mus. Genf 19 280.

⁵⁾ Landesmus. Zürich

Bei den „löffelförmigen“ Randleistenbeilen vom Typ Liddes wird als Variante A ein Beil aus Bevaix aufgeführt, das jedoch eindeutig ein Absatzbeil ist. Eine gute, zweifellos hierher gehörende Entsprechung aus dem Doppelgrab von St. Martin ist unter den geschlossenen Funden auf Taf. 62, A 2 abgebildet, in den Materialteil jedoch nicht aufgenommen. Noch unverständlicher erscheint es, daß ein Beil mit geknicktem Seitenkontur aus Liddes (Taf. 14, 203) zu dem eindeutigen Absatzbeil gestellt wird, obwohl es sich viel eher mit einem Stück ganz ähnlichen Umrisses aus Conthey (Taf. 14, 209) vergleichen ließe. Diesem aber widmet der Verfasser als einem „löffelförmigen Randleistenbeil aus Conthey“ einen eigenen Absatz, in dem es neben ein Exemplar des bekannten Hortfundes von Regensburg-Hochweg gestellt wird. Daß diese entfernte Ähnlichkeit als typenbildend anerkannt wird, muß verwundern angesichts der Vielfalt von Typen und Varianten, die oft aufgrund wesentlich geringerer Unterschiede herausgestellt wurden. Das Regensburger Beil aber gehört in die Entwicklungsreihe der Absatzbeile mit herzförmigem Absatz, eine Beilform, die im Raum der sudeto-danubischen Hügelgräberkultur entsteht und hier ihre Blüte entfaltet, um schließlich im Lausitzer Absatzbeil ein langes Weiterleben zu erfahren. Dies ist ein gutes Beispiel, wie sehr die rein formale Anwendung von typenscheidenden Merkmalen einen Typologen in die Irre führen kann.

Nach den dem Prähistoriker unter dem Namen „Löffelbeile“ vertrauten Beilformen bezeichnet der Verfasser eine Reihe von Randleistenbeilen mit ebenmäßig geschwungenen Seiten, Nackenausschnitt und stark geschwungenen Schneiden als „löffelförmige Randleistenbeile“ des Typs Clucy, Variante A (Taf. 15, 212–218), Variante B (Taf. 15, 219), Variante C (Taf. 15, 220–222) und Variante D (Taf. 15, 223). Abgesehen von der irreführenden Anwendung der Bezeichnung „löffelförmig“ für diese Beile erscheint die Differenzierung unberechtigt; es ist nicht einzusehen, wieso sich diese Beile nicht ohne eine weitergehende Untergliederung an den Typ Langquaid anschließen lassen, bei dem es sich nebenbei bemerkt um einen echten Typ handelt. Das Bruchstück Taf. 15, 215 müßte übrigens fraglos unter den Randleistenbeilen mit glockenförmigem Blatt der Taf. 40–41 angesiedelt werden.

Warum das als Unikum anzusehende große und extrem dünne Beil Taf. 15, 224 an dieser Stelle behandelt und noch zum Vertreter eines eigenen Typs „Sion I“ ernannt wird, bleibt unverständlich. Es würde besser ohne eigene Typenbezeichnung in die Zusammenstellung der „Einzelformen“ auf den letzten Tafeln des Bandes passen.

Taf. 16 zeigt eine Reihe von Randleistenbeilen unter dem Typennamen Riquewihr, Variante A–D. Diese Beile hätten sinnvoll an den Typ Neyruz angeschlossen werden können.

Die Beile des Formschemas Langquaid sind auch ohne eine Unterteilung in die Gruppen I und II und in die Vielzahl der Varianten A–L dem Leser als formgeschichtliche Einheit verständlich.

Das Beil mit oval vorspringender Schneide des Typs Möhlin wurde von seinen Erzeugern

einheitlich gestaltet. Warum der Verfasser allerdings das Beil aus Ilanz (Taf. 24, 333), das z. B. einem Exemplar des Typs Möhlin von Lostallo (Taf. 22, 310) zum Verwechselln ähnelt, nicht dem Typ Möhlin zugerechnet, sondern es als Typ Ilanz, Variante A mit ganz anders gestalteten Beilen zusammenstellt, bleibt unerfindlich.

Auf Taf. 24, 335 wird ein sowohl am Nackenende wie in der Schneidenpartie stark nachgearbeitetes Beil aus Huttenheim dem „ostbaltischen Typ“ zugerechnet. Bei auch nur oberflächlichem Studium der ostbaltischen Randleistenbeile wird sehr schnell klar, daß diese Zuordnung abwegig ist. Abgesehen vom Formalen ließe diese Deutung klar gegen alle Kenntnisse des kulturgeschichtlichen Trends der in Frage stehenden Zeit. Von dem bereits entwickelten südmittleuropäischen Metallhandwerk gehen Impulse über Exporte und sonstige Einflußmöglichkeiten in den noch lange substantiell neolithischen Norden und Nordosten, nicht umgekehrt.

Die Gegenstände, die auf Taf. 24, 339 mit einem schmalen oberständigen Randleistenbeil (Taf. 24, 340) zu einem Typ Sion II zusammengestellt wurden, hätten wohl eher zu dem Thema „Meißel“ gehört. Eine Behandlung der zeitgenössischen Meißelformen lag jedoch nicht in der Zielsetzung der Arbeit. Zur Aufstellung eines Typs eignen sich die beiden Geräte jedenfalls nicht.

Der Typ Cressier Taf. 25, 349 – 27, 384 vereinigt eine Vielzahl von Beilen, die nach den zuvor angelegten Maßstäben nicht nur in Varianten A–J, sondern in zahlreiche eigene Typen hätten aufgegliedert werden können, doch bedauert der Rezensent diese Unterlassung nicht. Hier auf Einzelheiten einzugehen, würde den gegebenen Raum weit überschreiten. Straffe oberständige Randleistenbeile wie Taf. 25, 352 oder 26, 355, 366 begegnen uns im Südwesten immer wieder in Fundzusammenhängen der Stufe Reinecke B. Auf jeden Fall sollten Stücke wie Taf. 26, 363 oder 374 A als urnenfelderzeitlich aus dem bunten Ensemble herausgenommen werden.

Warum der Verfasser seinen Typ Neerach, Variante A–C (Taf. 27, 385–389) nicht zu den Randleistenbeilen mit glockenförmigem Blatt rechnet oder doch zumindest nachbarlich zuordnet, ist unverständlich. Bei der Zusammenstellung eines Beiles von Thayngen (Taf. 33, 469) mit einem Beil von Hagenau (Taf. 33, 470) zu einem Typ Eschheim, Variante A bzw. B fragt man sich, wie ein Typ nach den allgemeinen Regeln zu definieren ist, der zwei solche Varianten enthält?

Dasselbe gilt für die Bezeichnung des Beils 482 aus dem Kt. Wallis und des Beils 483 von Genf als Varianten B und C des Typs von Boismurie, besonders wenn man Umriß und Seitenansicht beider Beile vergleicht. Auf Taf. 37 findet man z. B. unter den Nummern 526, 527 und 532 Beile aus Bevaix, Clairvaux-es-Lacs und Onnens, deren Form uns schon in einem Exemplar unbekanntes Fundortes auf Taf. 27, 381 begegnete. Trotz der formalen Übereinstimmung wurde dieses jedoch der Variante F des Typs von Cressier zugeordnet.

Diese Beispiele als Gründe für die Kritik des Rezensenten an dieser Typengliederung mit den zahlreichen Varianten und an der richtigen Einordnung mancher Stücke mögen

genügen. Daß Literaturzitate in der Materialvorlage, aber auch Fundstücke fehlen und daß sich Fehler bei Zahlenangaben eingeschlichen haben, sei nur allgemein angemerkt. In diese Arbeit über ein Bronzezerät, das nach seiner Form sowohl als Waffe wie als Werkzeug benutzt werden konnte, gehört eine Behandlung der technologischen Fragen. Diesen ist das Kapitel „Herstellung und Funktion“ gewidmet. Der Verfasser verknüpft die Fragen zur Herstellung der Beile eng mit jeweils aus der Metallegierung gezogenen chronologischen Schlüssen. Auf die Problematik der Analysenergebnisse aus den „Studien zu den Anfängen der Metallurgie“ im Hinblick auf chronologische Fragen wurde schon am Anfang dieser Besprechung hingewiesen. So erscheint es verfrüht, hieraus chronologische Ergebnisse für Beiltypen wie Salez und Neyruz abzuleiten. Überdies gehört das nicht unbedingt zum Aufgabenbereich der Frage „Herstellung und Funktion“. Nachdenklich im Sinne der bereits weiter oben vermuteten längeren Lebensdauer des Typs Neyruz sollte stimmen, daß hier die Zinngehalte zwischen 0 und 6,7% schwanken.

Nach der ein wenig banalen Feststellung: „Die Randleistenbeile wurden in erster Linie gegossen“ beklagt der Verfasser, daß bisher Gußformen für Randleistenbeile nur aus Kiblitz/NÖ und Soltvadkert/Ungarn vorlägen. Wir dürfen diesen Gußformen weitere steinerne Stücke hinzufügen aus Bischbrunn, Ldkr. Marktheidenfeld⁶⁾, aus der Tischoferhöhle bei Kufstein⁷⁾, vom Lago die Ledro⁸⁾ und vielleicht Pecica⁹⁾ und Veselý¹⁰⁾. Die typischen Gußformen zwingen nicht, wie der Verfasser angibt, „tief in den Sandstein eingravierte Rillen zur Herstellung der Randleisten“. In der vorgeschichtlichen Literatur und – wie man zu spüren glaubt – auch wohl beim Verfasser existiert noch immer die Vorstellung vom sog. „offenen Herdguß“ einerseits und vom „Zweischalenguß“ andererseits. Demgegenüber möchte der Rezensent betonen, daß alle Beile im Zweischalenguß hergestellt worden sind. Es ist nur die Frage, ob die gewünschte Form des Beiles nur auf der einen Formseite eingetieft war, die andere Formhälfte also nur als Abdeckung und somit als zweite Schale diente oder ob – wie spätestens für Reinecke Stufe B nachweisbar – die Beilgestalt in beide Formhälften eingearbeitet war. Für die erste Gußmethode spricht u. a. ein Beil aus dem Hortfund von Soběchleby (Oberklee) in Böhmen¹¹⁾. Daß die vom Verfasser angenommene „weitere Ausprägung der Randleisten durch intensives Nachschleifen“ bewirkt wurde, ist völlig irrig. Der frühe Metallurge arbeitete grundsätzlich nach der „verformenden“, nicht nach der „abhebenden“

⁶⁾ Ohne Randleisten. *Bayer. Vorgeschichtsbbl.* 27, 1962, 195 Abb. 20.

⁷⁾ Ohne Randleisten. *Mus. Kufstein. Abhandl. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Phil.-Hist. II. Kl. Bd. II* Abt., 492; Beiträge zur Urgeschichte Tirols. (Hrsg. O. Menghin; 1969) 101 Abb. T 184.

⁸⁾ Mus. Trient.

⁹⁾ Ohne Randleisten. B. Hänsel, *Beiträge zur*

Chronologie der mittleren Bronzezeit im Karpatenbecken (1968) Taf. 9, 16.

¹⁰⁾ Ohne Randleisten. *Mus. Ružomberok. M. Novotná, Die Äxte und Beile in der Slowakei. Prähistorische Bronzefunde IX*, 3 (1970) Taf. 45, 846b.

¹¹⁾ J. Schranil, *Studie o vzniku kultury bronzové v Čechách* (1921) Taf. VI, 7.

Arbeitsweise. Alle Ausgestaltungen des Rohgusses, bis auf abschließendes Glätten, kamen durch Schmieden, nicht durch Schleifen zustande. Daher kann man auch an zahlreichen Beilen bei geeigneter Beleuchtung noch Hammerschlagspuren nachweisen. Zuzugeben ist lediglich, daß Randleisten in schwacher Ausprägung bereits in der Form angelegt sein können. Der Verfasser nimmt an, daß die Seitenfacetten durch Nachschleifen hergestellt wurden. Das ist ganz ausgeschlossen, denn die Facetten verdanken allein dem Nachschmieden der Seiten ihre Entstehung. Auch der Annahme des Verfassers, daß der Nackenausschnitt „aus dem Gußkegel des Eingußtrichters herausgeschliffen werden mußte“, weil er in der Gußform noch nicht angelegt ist, muß widersprochen werden. Wer schlicke wohl aus dem massiven Eingußkegel den Ausschnitt heraus und mit welchen Schleifgeräten? Aber hier spricht der Fundstoff für sich selbst. Der Gießer brach den Eingußzapfen ab und schmiedete den Oberteil des Beiles in die gewünschte Form. Hierbei „verzog“ er soviel Material der Seitenkanten zum Beilnacke hin, daß ein Überstehen des Materials zustande kam. Dies wurde durch Schmieden zum Nackenausschnitt gestaltet. Das beim Hämmern auch seitlich hervortretende Material wurde in die Fläche zurückgeschlagen; hierfür legen zahlreiche Beile eindeutig Zeugnis ab¹²⁾. Der Leser hätte übrigens in einer so der Typologie verpflichteten Arbeit ein Wort über die Nackenausschnitte erwartet. Es gibt verschiedene Formen. Der tief in den gerundeten Nacken eingearbeitete, tropfenförmige Ausschnitt ist charakteristisch für nordalpine Beile, während z. B. in Norditalien ein offener, leicht geknickt schalenförmiger Ausschnitt vorherrscht.

Der Verfasser meint: „ein späteres Nachschleifen der Schneide dürfte nur selten erfolgt sein“. Zwar ist nicht mit einem Nachschleifen, wohl aber mit einem Nachschmieden zu rechnen. Fast alle Beile mit seitwärts vorspringenden Schneidenkanten besitzen auch jene typische schneidenparallele Facette, die ein untrügliches Produkt schmiedenden Nachschärfens, also Dengelns ist. Ein Schleifen würde doch niemals die Schneidenkanten nach außen ziehen. Da der Verfasser diese sekundäre Änderung am Beil außer acht läßt und glaubt, daß die Beile im allgemeinen nach kurzem Gebrauch wieder eingeschmolzen wurden, fällt er zwangsläufig den Fallstricken der eigenen übersteigerten Typologie zum Opfer. Wie stark gerade das Nachschmieden den Kontur verändern kann, ist besonders deutlich am Beil mit glockenförmigem Blatt zu beobachten (Taf. 39–41).

Dem Verfasser ist kein Randleistenbeil bekannt, das mit seinem Schaft gefunden wurde. Die Prähistorische Staatssammlung München besitzt jedoch aus dem Gebiet der Solquellen in Bad Reichenhall ein Randleistenbeil mit voll erhaltenem Knieschaft aus Eschenholz¹³⁾ (*hier Taf. 56, 2*). Überdies sei auf eine andere Schäftungsmöglichkeit

¹²⁾ z. B. Taf. 24, 330–332; 26, 363; 27, 379, 388, 385, 389; 28, 391; 33, 472, 481; 34, 483; 40, 566, 567, 568; 41, 576 u. a.

¹³⁾ Prähist. Staatsslg. München H. V. 93, M. v. Chlingensperg-Berg, *Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbayern* (1890) Taf. 1.

hingewiesen, die in der Arbeit überhaupt nicht erwähnt wird. Im Grabhügel von Langel fand sich ein schlankes Randleistenbeil, an dem sich die Reste einer Holzschäftung in axialer Richtung erhalten hatten. Höfer beschreibt den Befund in seiner Publikation des Grabes¹⁴⁾: „der hölzerne Schaft setzte sich der Länge nach fort, nicht in Beilform, also ohne Knie“. Der Schaftdurchmesser betrug hier etwa 3 cm, die Breite des Bahnendes 1,8 cm. Das Beil war also nicht eingeklemmt, sondern eingelassen. Hier sei auch noch auf ein Randleistenbeil aus Mahslau, Kr. Merseburg, hingewiesen, das der Rezensent im Landesmuseum Halle sah¹⁵⁾. Am Oberteil dieses Beiles haften rundum bis zur Beilmittte Holzreste, was bei einer Schäftung in den Spalt eines Knieschaftes nicht zustande kommen könnte. Hier ist an eine Schäftung wie bei dem erwähnten Beil von Langel zu denken oder an das Einlassen der oberen Beilhälfte in einen keulenförmigen Schaft.

Bei seinen Überlegungen über die Verwendung der einzelnen Beilformen geht der Verfasser im wesentlichen von der Gesamtform und der Breite der Schneide aus: Schmale Schneide = Waffe, breite Schneide = Arbeitsbeil. Auch der Rezensent meint, daß man von vornherein einige Beilformen als Waffen ausscheiden kann. Er möchte aber vorschlagen, bei Überlegungen über die Verwendung der Beile jeweils größere Aufmerksamkeit der oben bereits behandelten Nachschärfung der Schneiden durch Schmieden zuzuwenden. Schon bei dem sicher sowohl als Waffe wie als Werkzeug verwendeten Beil vom Typ Salez sind die lang genutzten und oft nachgeschärften Exemplare sehr deutlich erkennbar¹⁶⁾. Eine Waffe bedarf keiner häufigen Nachschärfung. Die gleiche arbeitsbedingte Abnutzung und Nachschärfung findet sich auch unter den Beilen vom Typ Neyruz¹⁷⁾. Das gleiche Phänomen läßt sich an den weiteren schlichten Beilformen beobachten¹⁸⁾. Die Löffelbeile schlanker Form dürften durchweg als Waffen gedient haben. Bei den Randleistenbeilen mit geschwungenen Seiten und weitgeschwungener Schneide treffen wir sowohl Exemplare ohne Nutzungsspuren wie auch solche mit Merkmalen langer Nutzung und häufiger Nachschärfung¹⁹⁾. Die Beile vom Typ Möhlin werden in der Mehrzahl als Arbeitsbeile gedient haben, wofür in diesem Falle weniger die Benutzungsspuren als das Gewicht sprechen würde. Die gestreckten oberständigen Randleistenbeile kennen wir aus Männergräbern. Diese Beilform hat also z. T. sicher als Waffe Verwendung gefunden. Andererseits kennen wir Exemplare mit sehr starken Nachschärfungen der Schneiden, die mit Recht als Arbeitsbeile anzusprechen sind²⁰⁾. Nach den gleichen Prinzipien kann man auch alle anderen Beile betrachten, doch muß man sich dabei stets bewußt sein, daß starke Nachschärfung lediglich langen Arbeits-

¹⁴⁾ *Jahresschr. für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder* 5, 1906, 36 Taf. IV.

¹⁵⁾ Landesmus. Halle 41 : 358.

¹⁶⁾ z. B. Taf. 1, 2-3; 2, 27-29, 31; 3, 42, 47; 4, 48-51 u. a.

¹⁷⁾ z. B. Taf. 6, 83, 91, 96; 7, 98, 104; 8, 126; 9,

129-132, 134-135, 137-138.

¹⁸⁾ z. B. Taf. 10, 144, 147-153, 156-157.

¹⁹⁾ z. B. Taf. 16, 231-234; 18, 259; 19, 264, 275; 21, 297-298; 23, 319-324, 326; 24, 327-329, 335.

²⁰⁾ z. B. Taf. 25, 353-354.

gebrauch anzeigt. Nicht auszuschließen ist freilich eine spätere Verwendung eines solchen Beiles als Waffe, was ja auch das Auftreten nachgeschärfter Beile in Gräbern erweist²¹⁾. Die Nachschärfung bleibt aber in jedem Falle zunächst nur ein Indiz für eine längere Nutzungszeit.

Der Verfasser meint bei der Erwähnung der zahlreichen Beilflußfunde, daß die Versenkung „für einen kultischen Charakter dieser Stücke spreche, der sich allgemein auf die Waffe beschränkt“. Darüber darf nicht vergessen werden, daß die Stücke ursprünglich keinen kultischen Charakter haben, sondern erst durch die kultische Handlung zu Opfergegenständen wurden. Das Flußopfer von Beilen kann also sehr wohl bedeuten, daß der Opfernde das Beil in dessen Funktion als Waffe opferte, was aber nicht ausschließt, daß dieses Beil nicht zuvor als Werkzeug gedient hat. Kultische und funktionelle Bedeutung müssen sich nicht ausschließen.

In einem Schlußkapitel gibt der Verfasser eine regionale Gruppierung der Randleistenbeile, deren Wert leider durch die vom Rezensenten oben angemerkten Mängel der Typeneinteilung gemindert wird. Daher ist ein großer Teil der Verbreitungskarten nur bedingt verwendbar. Sehr nützlich dagegen sind die 13 Tafeln mit geschlossenen Funden.

Im Voraufgehenden sind nicht wenige, z. T. gewichtige Einwände erhoben worden. So berechtigt diese sein mögen, so sollen sie doch Wert und Nutzen dieser mit großem Fleiß zusammengetragenen Materialsammlung keineswegs in Frage stellen. Der über die ältere Bronzezeit des hier behandelten Arbeitsgebietes Forschende darf diese Arbeit nicht umgehen, auch wenn er vielleicht hinsichtlich einer vollen Übernahme der zu großen Mannigfaltigkeit der „Ortsnamen-Typengliederung“ Zurückhaltung üben sollte.

HANS-JÜRGEN HUNDT

²¹⁾ z. B. Taf. 63.